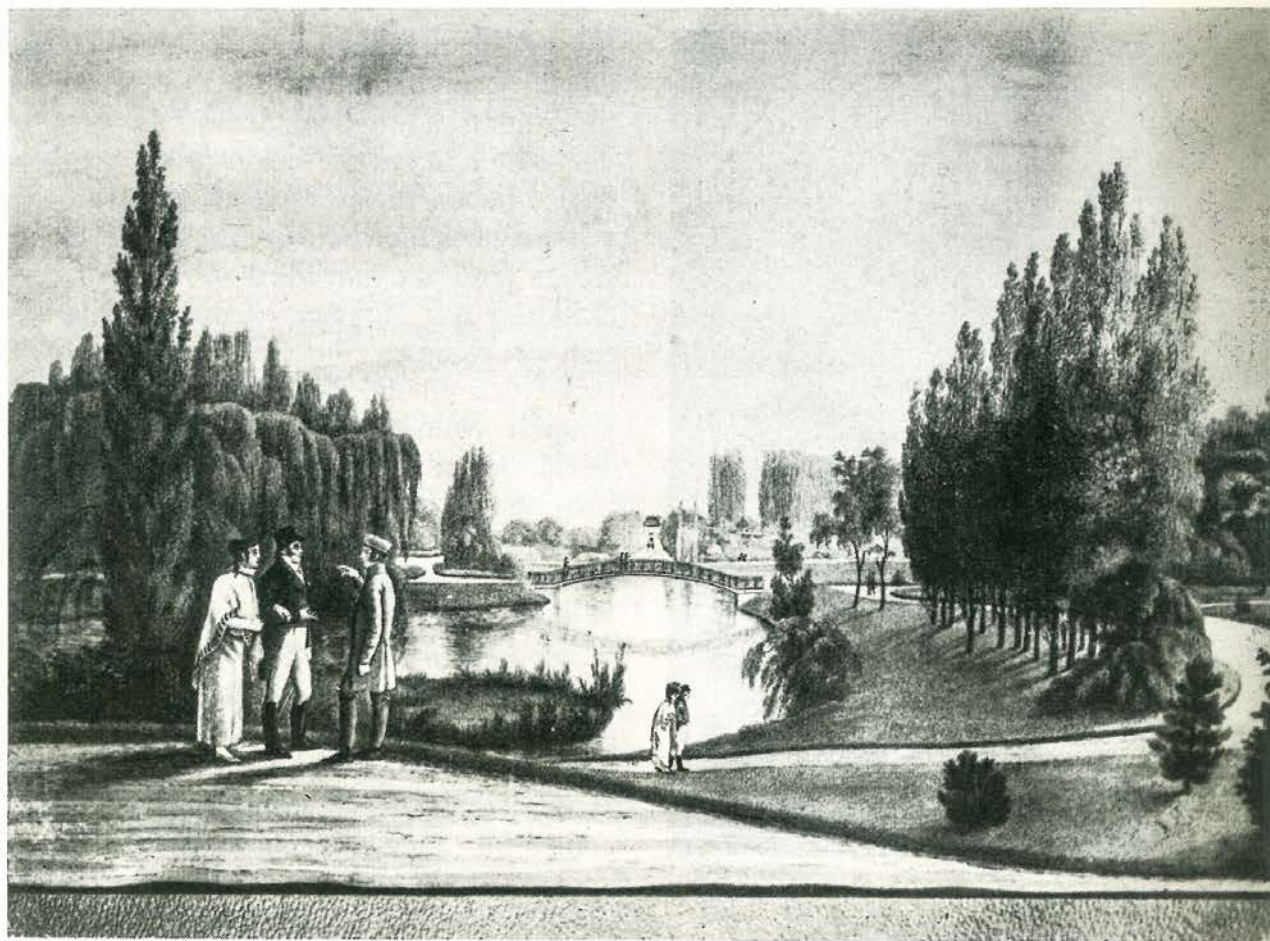




# DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: » DÜSSELDORFER JONGES «  
SCHRIFTLEITUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF  
VIII. JAHRGANG HEFT NR. 9



Aufnahme: Stadtarchiv

DÜSSELDORF UM 1800

Blick über die „Goldene Brücke“ nach Schloß Jägerhof



Dr. Rudolf Weber:

Und das alles ist unser . . .

ist unsere Heimat . . .

## Grafenberg



Foto: Wesseler

DR. RUDOLF WEBER

Hohe Ulmen formen im Sommer einen grünen Tunnel, und unter seinen Bogen-  
gängen hindurch eilt ostwärts die breite

Straße, einst Grafenberger Chaussee, heute längst Grafenberger Allee geheißen, diesem prächtigen Stadtteil zu, der wohl unstrittig den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, neben Kaiserswerth Düsseldorfs schönstgelegener zu sein. Benrath weit im Süden und die ehrwürdige Siedlung im Schatten der Hohenstaufenpfalz und des Suitbertusdomes im Norden, sie haben beide den Rhein, der ihnen ihre beherrschende Note gibt. Hier aber ist es der Wald, der sich hoch über den Giebeln erhebt und in breit und wohlig hingelagerter Linienführung dahingleitend, das Bild krönt. Wohl kein Vorort ist so von Beschaulichkeit und Harmonie erfüllt, wie eben Grafenberg. Fast überall anderswo herrscht die nicht wegzuleugnende Gegensätzlichkeit zwischen Großstadt und landwirtschaftlichen Betrieben, die eng aneinanderstoßend, fühlbare Zwiespältigkeit in das Ganze hineinbringen. Anderswo der unausgeglichenen Wechsel zwischen Wohnblöcken und schaffender Industrie. Von beiden Dingen merkt man hier so gut wie nichts. Wohl dröhnen vor der Einfahrt in diesen stillen Winkel die schweren Hämmer, surren die Kräne in riesigen Hallen auf ihren Laufkatzen über den Drehbänken her. Denn die großen Werke, die Düsseldorfs



Ruhm als Industriestadt in die Welt tragen, waren eben eher da, als all die beschaulichen Landhäuser, und als diese nun emporwuchsen, legten die Fabrikherren, um das zu schaffende neue und schöne Bild nicht zu zerstören, mit verstehendem Lächeln breite Grüngürtel um ihre Bauten, in denen Lokomotiven, Maschinen, Schiffswellen, Anker entstanden, schmückten ihre Höfe, die auf die Straße sahen, mit farbenbunten Blumenbeeten, und alles ward wieder gut und schön. Und neue Baumgänge zur Linken, zur Rechten folgten und folgen nacheinander. Silbern glitzert die Düssel, die von Flingern glucksend quer herübergen Derendorf ziehend, die Grenze bildet. Verborgen, abseits ein klein wenig vom großen Verkehr, grüßt der Ostpark herüber, eine der schönsten grünen Inseln, die wir in unserer Stadt besitzen, mit seinen vielen botanischen Seltenheiten, seinem wohlighingelagerten Weiher, auf dem in diesem Lenz zum ersten Male erfolgreich die Schwäne brüteten. Beschauliche Villen, die sich um das kleine Kirchlein nicht eben weit davon scharen. Beschauliche Häuschen auch jenseits der betriebsamen Straße, die steil zum bergischen Land hinauf dann steigt. Fernab aller Hatz glaubt man in einem stillen, feinen Kurort zu sein, bummelt man die Kreuz und die Quere hier durch. Gärten zum Bürgersteige hin, Gärtchen zu seiten der Häuser und Bäume und Sträucher und Rasen auch wiederum zur Hofseite, die eins in eins mit den Nachbarn wohl verwachsen. Efeu klettert zu den Giebeln hinan, wilder Wein rankt um die Gitter und Glyzinen und Pfeifenkraut formen mit Geranien, Fuchsien und Petunien, hoch an den Balkonen klebend, eine fröhliche Wildnis. Und sie blicken zu den Fliederbüschen herab, die vereint mit Rotdorn, Goldregen und Jasmin im Frühling und im Frühsommer farbenfroh im Blütenschmuck sich überbieten.

Vor gut einem Menschenalter entstanden alle diese Straßen, die den Namen eines Simrock, Geibel, Grimm, Burgmüller, Gutenberg, Böcklin, Schubert und eines Vautier tragen, diese Straßen, die den Kern dieses Wohnviertels bilden, um den sich alles andere dann gruppierte. Und mit ihnen die Häuser, die ihnen das würdige Gepräge gaben. So atmet auch alles fast nur einen Geist, und das wenige neue, das in den letzten Jahren sich hinzugesellte, ordnete sich wohlthuend unter, schloß sich dem bestehenden würdig an, ohne sonderliche Unruhe in das Gesamtbild zu bringen. Nicht umsonst spricht man vom „Grafenberger Villenviertel“. Häuser im Grünen gelegen wollte man vor etwa fünfundzwanzig Jahren auf diesem Ödland errichten und Häuser im Grünen, sie hat man dann auch geschaffen. Wo keine Giebel mehr zwischen wispernden Baumkronen hervorlugen, wo die Bebauung der landschaftlichen Gestaltung zuliebe ihr Ende findet, da setzen schattenspendende Straßen, die rasige Flächen umrahmen, die Überlieferung fort. Rechteckig und langgestreckt der neue Spielplatz längs der Stadtwaldstraße. Breit hingelagert der Staufensplatz, die Visitenkarte Grafenbergs, mit den vielen Kastanien, mit den zahlreichen Rhododendrenbüschen, mit den friedlich vor den Augen aller Welt ungeniert mümmelnden Karnickeln und dahinter wie ein riesenhafter Buckel der Forst, der sich hier an dieser Stelle zu seiner höchsten Erhebung, der Schönen Aussicht wuchtig auftürmt. Man spricht so viel von den Schönheiten unserer Stadt, die in Bildern und in Worten festgehalten, weit über die Grenzen hinausgetragen, beredte Kunde von allen Düsseldorfer Herrlichkeiten geben. Man spricht vom Rhein und seinen Ufern, vom Hofgarten mit seinem runden Weiher, von der Landskrone und der Schützenwiese, man erzählt von seinen stolzen Bauten und den Mälern mannig-



facher Art drumherum. Nur diese Stelle hat kein Berufener bis heute wohl besungen. Nur an dieser Stelle gehen jahraus, jahrein ungezählte achtlos stets vorüber. Und doch gibt es kaum etwas Schöneres, als hier auf dieser Straße, hier auf diesem Platze hinter dem polternden Schienenstrang zu stehen, da frei und unbeschwert von allem architektonischen Beiwerk, allein im Schmucke seiner Buchen, Eichen und ernsten Kiefern grünend, vor uns der Berg erhaben auf das Gewimmel zu seinen Füßen stolz herniederschaut. Romeryke Berge! Von seinen Gipfeln steigt rosenrot an jedem Morgen ein neuer lebensbejahender, lebenspendender Tag zu uns herunter. Von seiner Höhe sahen einst die bergischen Herzöge, die Düsseldorf groß gemacht, auf ihr Land, das wie ein schöner, kostbarer Teppich in der Niederung sich breitete, und durch das wie ein riesenhaftes, hell in der Sonne leuchtendes Band, der deutsche Strom murmelnd seine Wellen zur fernen Grenze trägt. Und nun sehen auch wir von diesem Gipfel herab, drunten in der Tiefe hart vor uns winkt Grafenberg hinauf. Aber weiter schweift unser Auge, weiter spannt sich der Blick, wir umfassen von Nord bis Süd das vieltausendfältige Getriebe mit seinen vom Hasten der Tage erfüllten Straßen, seinen ungezählten Dächern, seinen Kirchen, deren Türme gleich den schlanken Schloten über den Giebeln stehen, und als Pünktlein eilen die Menschen da vorüber, Menschen gleich wie wir alle, erfüllt von Sorgen und Hoffnungen, die immer wieder nun erstehen. Da liegen fern fast im Dunst die Stätten, wo wir fröhlich, wo wir traurig waren, die wir einmal haßten, und die wir dennoch aus tiefster Seele wieder lieben und verstehen müssen; denn das alles, was sich da vor uns erstreckt, bis dort hinten

zum bläulich verhangenen Horizonte hin, das ist unsere Heimat, das ist unser Düsseldorf! Im wechselvollen Auf und Ab des Lebens und der Geschichte spielt die Landschaft eine eindrucksvolle Rolle. Heute ist der Rhein mit seinen Ufern der erkorene Liebling aller. Aber einst, und das ist noch gar nicht so lange her, wandte man das Gesicht von ihm ab, und der Wald zu Grafenberg, ostwärts hin gen Rath und südwärts die steile Ludenbergstraße hinauf, in deren sandigen Hängen früher die Uferschwalben ihre Stollen trieben, gab erfüllt von geheimnisvollem Zauber, groß und klein Freude und Erbauung. Und so ist die hohe Kuppel zu Seiten der Wolfsschlucht auch heuer noch für viele der treue Freund und Zeuge fröhlicher Jugendlust und froher Tage, darin man losgelöst von allem bedrückenden Alltagskram untertaucht. Und für uns alle zugleich ist dieser Berg ein Symbol, denn standhaft trotzte er allen Stürmen im Zeitenlaufe, von der Eiszeit bis in diese Stunde.

#### Grafenberg!

Im Kranze deiner gärtenumspinnenen Häuser und Villen, begrenzt von den Düsseldorfthaler Benden, die einst die schweigsamen Mönche bis zum Haus Zoppenbrück urbar machten, im Rücken beschirmt von deinen pfadverschlungenen Waldungen, formtest du dir dein eigenes Gesicht. Breite Straßen begleitet von Ulmen, Platanen, Linden und Kastanien führen zu dir hin, gehen von dir wieder zum Herzen der Stadt, mit der du aufs innigste verwachsen bist, zurück, oder sie wandern weiter die Höhen hinan, um über den Wildpark fort im Dämmer des den Göttern geheiligten Godesbusches abschiednehmend von dir zu gehen. —



## Wersten

Anders als Kaiserswerth und Rath im Norden oder Heerdt und Eller im Süden Düsseldorfs gelegen, baut sich Wersten, diese bald 2000 Jahre alte Siedlung auf. Die Römerstraße von einst gab dem werdenden Orte seine Form, und so hat er seine langgestreckte Gestalt beibehalten bis auf den heutigen Tag. Häuser und Häuschen in lockerem Verbande stehen zu Seiten der betriebsamen Straße, die Länder verbindend von der Nordsee kommend rheinaufwärts über die Alpen zum Mittelmeere läuft. Ein Meilenstein, ein ganz bescheidener nur, auf dieser Strecke ist diese alte Gemarkung, und über dem Fahrdamm der Kölner Landstraße hinfort singen die takkenden Motore, wie ein Spuk nimmermüde vorüberhastend, ihre sieghaften Lieder, und nur ihre glänzenden Spuren, die sich auf dem Pflaster widerspiegeln, halten die Erinnerung an sie wach. Vor den Türen der Wohnungen stehen junge Ulmen, der Wind spielt in ihren kleinen Kronen, die braunviolett den nahenden Lenz verkünden, und sie schauen zwischen den Häusergiebeln durch den Westen, da in der Ferne über Flehe, über dem Schloßpark von Himmelsgeist mit seinen gigantischen Libanonzedern hinweg die lang ausgezogenen Rauchfahnen der stampfenden Schlepper über dem Rhein wehen. Sie blicken nach Osten, da von den blau verhangenen Bergischen Höhen an jedem Morgen blutigrot die Sonne einen neuen Tag mit neuen Freuden und Kümernissen wohl gebiert. Dumpfes Gestampfe dringt von Norden herüber, denn dort werkelt Oberbilk, und wie ein Geheimnis lockt von Mittag her der hohe dunkle Wall: Benraths Schloßpark, die verwunschene Romantik von gestern, heute und auch von morgen.

Frei liegt in weiter Niederung das Land ringsum. Denn neugierig wie die Kinder,

so bauten die Leute ihre Häuser längs der großen Straße, um nur möglichst viel zu sehen. Eine ganze Weile schon muß man darüber hinwandern, will man von einem Ende bis zum anderen gelangen. Spärlich sind die Pfade, die zum Strom hinleiten, sei es nach Haus Mickeln, zum Himmelgeister Damm und dem Brückerbach, zum Mittelpunkt der Stadt selbst. Und die neueren Straßen, die auf der anderen Seite errichtet wurden, sind entschieden kürzer als wir gemeiniglich so glauben. Nur die Werstener Dorfstraße, die in beträchtlichem, unregelmäßigem Bogen den Ort durchzieht — ein kleines Stücklein bummt die Kampstraße parallel nebenher —, macht eine Ausnahme. Mit ihr der Weg, der zum Friedhof führt, und das Werstener Feld, das betulich unter Platanen ostwärts zockelt und die Richtung gegen Eller weist. Wie ein munteres Schlinglein gluckst glitzernd der Bach dahin. Frisches Grün steigt vom Wasser kommend herauf, und das junge Gras wuchert längs der Straßenränder, sproßt zu Füßen der Hecken und faßt auch fürwitzig in den Gärten und Feldern Fuß, wo fleißige Menschen eifrig bei der Bestellung sind. Denn das ist fast, wohin man blickt, auch hier noch allerwärts das gleiche: Die Land- und Hausgartenwirtschaft hat noch immer die Oberhand, und wenn auch viele Bewohner zu anderen Gewerbebezweigen abgeschwenkt sind, Wersten bewahrte sich abseits der großen Heerstraße sein bäuerliches Gepräge bis auf den heutigen Tag. Die Bausteine für ihre Behausungen, für ihre Scheunen graben sie immer noch hier aus dem fetten Lehmboden, formen und backen sie in den Ziegeleien, die hier, die dort mit schlanken hochragenden Kaminen aufwärtsstreben. Erdgebunden sind all die Häuschen zur Linken, zur Rechten, seien sie schön weiß



gekälkt und mit schwarzgeteerten Balkenlagen versehen, oder gucken sie lustig gelb, grün, blau oder grau getüncht mit ihren weißen Fensterkreuzen, blank geputzten Scheiben und den gleichfarbigen Schlagladen in den Tag. Kletterrosen ranken vor den Pforten, edler und wilder Wein ist an Spalieren hochgezogen, Liguster, Weißdorn rahmt bald ein jedes Anwesen ein, und über fein verschnittene Hecken fort lugt man in die Gärtchen, in denen Birn- und Apfelbäume, Kirschen und Pflaumen neben hochstämmigen Stachel- und Johannisbeersträuchern mit dicken Knospen ihre Wurzeln schlagen. Selbstbewußt, als ob die Welt ihnen ganz allein gehöre, watschelt dickhalsig der Ganter mit seiner schnatternden Gänseherde über Werstens zweitgrößte Straße. Ausgiebig patschen die Kapitolsvögel in der Pfütze herum, die vom letzten Regenguß noch übrig blieb, bringen einen tollpatschigen jungen Hund, der arglos, wie so kleine Karos oder Ströppis nun mal sind, nur an das Gute auf Erden glaubt, schwer in Bredouille und ziehen weiter an der Gärtnerei und am Hühnervolk vorbei in Richtung Spaltwerk zur Düssel. Dort gründeln die Enten just so zahlreich wie im Hofgarten, und dort wollen sie nun auch dabei sein. Mittenmang!

Zwischen dem Bach und der Kölner Landstraße und ein wenig darüber hinaus liegt Alt-Wersten mit seinen ein- und zweigeschossigen Häusern, mit seinen Schulen und Linden bestandenen Höfen, mit seiner hochgebauten Kirche, und seiner Bücherstube dicht daneben. Doch über die Düssel fort, die dazwischen sanft ansteigenden Böschungen zum Vater Rhein den Weg sich sucht, lockt vom anderen Ufer das neue, das junge Wersten mit seinem Vil-

lenviertel. Auch in der alten Gemarkung reihen sich in langer Zeile wohlgefällige Siedlungen aneinander. Aber hier hat der Baumeister etwas ganz besonders Heimeliges und Vertrautes schaffen wollen, hier in dem Geviert der Nixen-, Undinen-, Merscheider, Millrather, Ohligser Straße und wie all diese stillen von Hecken und Fliederbüschen umrahmten Gänge heißen. Wie eine locker aufgereichte Kette aus lauter Bauernhäusern bestehend, sieht die Trüllstraße aus. Gärten von Blumen, Bäumen und Sträuchern und rasigen Teppichen erfüllt, geben im Sommer dem Ganzen ihr anmutiges Gepräge, und was die alte Gewanne in ihrer ursprünglichen Form darstellt, das will uns auch diese neuzeitliche Siedlung in ihrer Sprache bekunden. Keine von schnöder übersteigerter Sachlichkeit erfüllte Mietskasernen und wesensfremde Steinwüsten hätten auf diesen Boden, der ein gut Teil heimischer Geschichte, bis in graue Vorzeit reichend, verkörpert, Platz gehabt. Aber das was hier jetzt steht, wuchs aus der Erde aufwärtsstrebend auf engste mit der Umwelt verbunden folgerichtig empor, und das Einst und das Jetzt reichen sich in vollendeter Harmonie die Hände.

Von Liebfrauen dröhnen mit eherner Stimme die Mittagsglocken, vom roten Backsteinturm in Eller klingt verhalten die gleiche Melodei herüber. Es künden die zwölfte Stunde die Werkssirenen von Oberbilk, von Holthausen, von Feldmühle, und über den Äckern Werstens, da hoffnungsfroh die junge Stadt im blauen Frühlingstage sprießt, jubeln die Lerchen ein Dankeslied dem Herrn und Vater aller Dinge.



## Eller

Und das Meer rauschte sein ewig altes, ewig neues Lied. Über die Gestade stampften langhaarig, rotzottelig mit mächtigen Stoßzähnen die Riesenelefanten, die Mammute, und mit knackenden Gelenken zogen die Renntierherden am Rande der dürftigen Karstflächen des Neandertales dahin, in dessen ausgewaschenen Höhlen der primitive Mensch der Vorzeit hauste. Langsam wichen die Wassermassen nordwärts, das Land wuchs empor, milder schien die Sonne über den niederrheinischen Fluren, und im Wandel gewaltiger Zeiträume formte sich das Gebiet, so wie wir es nunmehr kennen. Drei gigantische Stufen stiegen von Osten herab. Rathelbeck liegt auf der obersten, Unterbach auf der mittleren Terrasse, gelb leuchten die sand-, kies- und lehmgefüllten Bänke, die zum Rheine hinschauen, und auf der untersten und niedrigsten Stufe da liegt Eller. Undurchdringliche Sumpfwälder zu Germaniens Zeiten ringsum, arm an Siedlungen, selbst von unseren Vorfahren gemieden, bis die römischen Kohorten ungefähr zwei Jahrhunderte nach Christi Tode durch Wachttürme geschützte Straßen anlegten, deren eine der alte Kölner Heerweg ist, während die zweite von Neuß über Oberbilk ostwärts vorbeiführte. Und die Gräberfunde aus dieser Zeit mit ihren Gefäßen, Scherben geben ein beredtes Zeugnis von dem Leben längst entschwundener Vergangenheit. Als das weltbeherrschende, morschgewordene Reich zusammenstürzte und die Legionen, dazu die seßhaften Handwerker, reisenden Händler, Kaufleute heimwärts über die Alpen wanderten oder in andere freundlichere Gefilde sich verzogen, fiel der Vorhang und bald tausend Jahre mußten vergehen, ehe zum ersten Male wieder der Name Eller in einer Gerresheimer Urkunde auftaucht.

Castrium Elnere hieß die Wasserburg, die als Herrnsitz derer von Elnere, der Ritter Quade, deren von Harff ein gutes Stück heimischer Geschichte verkörperte, bis sie durch Erbschaft, durch Tausch, bald nachdem man zu Luneville Anno 1703 den Frieden unterzeichnete, eine Domäne des Landesherrn wurde und als solche auch die Prinzessin Friedrich von Preußen aus dem Hause Anhalt Bernburg, beherbergte, die als Mutter des Prinzen Georg 1882 hier verstarb.

Eller! In weiter Ebene abseits des den Norden und den Süden verbindenden Schienenstranges liegst du da eingebettet, und dein spitziger Kirchturm, um den sich deine Häuser und Häuschen scharen, guckt selbzufrieden in die milchig-blaue Luft, die schwer und von Feuchtigkeit getränkt darüber hängt. Dort, wo dein Puls am kräftigsten schlägt, wo der Getrudisplatz und die nach dem gottseligen Ritter Gumpert von Elnere benamste Gumbertstraße sich berühren, fast ineinander übergehen, halten die weißen schmucken elektrischen Wagen, so sie tief aus der verkehrssprudelnden Stadt kommen. Nicht wie ein Stadtteil, wie ein selbständiges Städtchen, so gehabt sich das betuliche Nest, auch heute noch. Breit und luftig die Straßen, über denen werktätig ihre Bewohner eilen. Karren poltern vorbei, ein Kraftgefährt hetzt vorüber, in den Läden geht es ein und aus, und die helle Sonne blinzelt vergnügt herab und malt am Nachmittag ihre langen Schatten auf das Pflaster. — Niedriger werden die Bauten, Fachwerk schwarz-weiß winkt dazwischen. Da liegt die Mühle und dahinter die Düssel mit den Ulmenriesen, die auf felderumfassender Landstraße zum alten Herrnsitz, zum Schloß Eller, führen. Leicht schwenkt der Weg zur Linken ein. Hinter dem wuch-



tigen und doch so zierlichen Tor die steinernen Brücken, ehrfürchtige Platanen als Hüter zur Seite, grünes Unterholz am Hang der Gräfte, Kiefern, Rüstern, Rhododendronbüsche dazu, und weiß und vornehm die alte Feste, aus deren Mitte trutzig der kantige Turm emporragt, und unsichtbare Fäden führen von ihm zu seinen anderen Gefährten, zu den übrigen Wasserburgen, gleichfalls erfüllt von tausend Geheimnissen: zum Haus Bürgel, gegenüber dem rheinischen Rothenburg, zum Haus Garath, zum alten Haus Morp, da eine Riesenspappel nach der anderen vor Altersschwäche langsam von der Spitze bis zur Wurzel herunter abstirbt, nach Haus Unterbach, nach Haus zu Haus, das zu Ratingen versteckt an der Anger liegend allmählich zerbröckelt. Sie alle sind Zeugen vergangener Zeiten, Haltepunkte, Meilensteine im Werden und Vergehen der Jahrhunderte.

Eller! Wenn man von dir spricht, wenn man durch deine Straßen wandert und an deinen Gemäuern vorbei wieder deine Tore verläßt, so betritt man deinen Wald, der ein Teil deiner selbst ist, mag er auch ein Stück abseits liegen, der zu dir gehört, wie der Sang auf den Lippen und im Herzen froher, lebensbejahender Menschen. Zeitlos, gemächlich bummelt der Eselsbach zur Seite der schnurgeraden Waldstraße. Frische Gräser tunken ihre schmalen Halme hinein, in lustigen Rosetten steigt der Wasserstern vom Boden auf, und schlängelnde farbenfröhliche Molche hochzeiten da drum herum. Zeitlos, gigantisch streben die Eichen empor, kraus und wildzackig ihre Häupter, die alle silberstämmigen Buchen überragen, rissig ihre Borken, an denen so mancher Keiler sich seine Schwarte rieb und an denen vorbei die Wilde Hatz ging, galt es den Kronhirsch zu jagen. Halali! Hirsch tot! Hahn in Ruh! Längst modern die Gebeine der fürnehmen

Herren, und pfennigsüchtige Spießer stellen zur Frühjahrs- und Herbstzeit ihre Leimruten und Lockvögel auf, um ihr gutes Teil zur Verminderung unserer kleinen gefiederten Sänger beizutragen, und keine Behörde ist da, die diesen Gesellen das schmutzige Handwerk legt. Halali! Hirsch tot! Hahn in Ruh! und krachend, stöhnend, ächzend donnern die Waldriesen polternd zu Boden. Der Staat braucht Geld, das Ungeziefer frißt den Wald, in dem der Vogelschutz scheinbar eine unbekannte Sache ist. Geradeaus, immer geradeaus wandert der Kiekweg gen Unterbach, das wie eine Mauer das Ganze gen Osten begrenzt. Zur Rechten, zur Linken wasserreiche Wildnis, krauses Gestrüpp, aus dem wie lichte, langgezogene, dünne Flammen die Birkenstämme leuchten. Gegenüber, ganz am anderen Ende, wo die gleißenden Schienenstränge eine geräumige Schneise durch die Wildnis schlugen, durch die ohne Aufhören die güterbeladenen Züge rattern, die Schlafbäume, auf denen die Krähen von ihren Ausflügen kommend, sich in krächzenden Scharen zur Nacht versammeln.

Dämmerig wird die Stunde. Noch einmal gleitet die Sangeswelle von Amseln, Singdrosseln, Ammern, Finken, Stieglitzen, Rotkehlchen, Staren durch den weiten Dom, dann steigt das Dunkel herauf. Ein schwacher Lichtschein dort, wo Eller liegt. Nun ist's Nacht. — Über den wassererfüllten Pfützen ziehen hoch die Wolken, ein paar Glockenklänge trägt der Wind von Westen atmend leise, ganz verschwommen herüber. Wie ein Schemen kreuzt der Vogel mit dem langen Gesicht für Gedankenkurze den Pfad, um drüben im Röhricht niederzugehen, und dann schläft das Land dem Sommer entgegen, und Eller träumt von seiner mehr wie jahrtausendalten Vergangenheit, um morgen wieder mutig den Kampf mit der Zukunft siegesgewiß aufzunehmen.



## Oberbilk

Breit, von massigen Häusern begleitet, wie eine stetig brodelnde Schlucht, die nicht die Ruhe bei Tage und den Frieden der Nächte kennt, hetzt die zur alten Domstadt führende Straße, deren Namen sie auch trägt, von Mittag gen Abend. Unermüdlich klingeln menschen erfüllt die weißen Bahnen vorüber. Ohne Unterlaß rumpeln und rattern zahllose Fahrzeuge auf blankpoliertem Pflaster entlang, Fußgänger in dunklen Linien, Haufen kommen und gehen. Sie steigern sich zu schwarzen Kolonnen, wenn der Schrei der Sirenen, der dem lebensstarken Ruf eines Ungeheuers gleicht, über die Mauern ertönt, neue Heere zu frischer Arbeit in den stampfenden, kreischenden Fabrikhallen verschwinden und die andere Schicht sie verläßt. Rauchfahnen wehen im Winde. Sie ziehen gemächlich dahin, wenn still die Schäfchenwolken über ihnen in der Bläue träumen, doch sie gleichen zerfetzten Segeln, so die Stürme mit bösem Heulen an den Türmen und Kaminen rütteln. Das ist Oberbilk! In beschaulicher Selbstzufriedenheit nicken die Starmätze auf den frischen, grünen Rasenflächen im Volksgarten. Einem Regenwurm nach dem anderen ziehen sie den Hautmuskelschlauch lang, bis sie ihn ganz aus dem Erdreich geholt haben, um ihn dann mit sichtlichem Wohlbehagen zu verspeisen. Bedächtige Bäume am Wege. Viel ernste Fichten säumen die Ränder, Blautannen und Lärchen dazu. Graziöse Birken, breitkronige Platanen schieben sich fürwitzig dazwischen, und sie gucken zur Düssel, in deren klaren Spiegel sich die Hängeweiden und die Pappeln besehen, hören den betagten Männern zu, die mit langen, weißen Bärten und dem angeleinten Ströpp neben sich, schwatzend auf den Bänken sitzen, und lügen zu dem alten Bau der Hundsburg, darum die

Elstern schäkern, die nichts von dieser kurfürstlichen Rentei von ehedem wissen, in deren Gemäuer einst die Rosse stampften, wenn es zur fröhlichen Jagd über die Heide zum Busch auf den Vierzehnder ging. Alt ist die Burg, ein Ringwall läuft an ihrer Nordseite vorbei, feurige Zungen bleckten vor fünfzig Jahren auf ihrem First. Dies Jagdschloß hat seine Geschichte, wie alles ringsum. Vergessen sind die Tage ihres Glanzes, das steingehauene Wappen dort oben guckt in die stille Weite, und nur von ferne dringt der Lärm der lebenerfüllenden, lebenspendenden Stadt gedämpft bis hierhin.

Mit hurtigem prrrr wechselt ein Fasan drüben vom Stoffeler Gottesacker herüber. In dem Gezweig hüpfen die Bluthänflinge, die in den verschnittenen Buxushecken groß geworden, Blaukehlchen nippen an den Tränkstellen, um dann in leichten Wellenlinien am Kreuzungspunkt der beiden Schneisen, die diesen stillen Garten zieren, dem Blick zu entschwinden. Drei hohe stattliche Eiben stehen am Rande, der weiße Giebel eines Bauernhauses mit den eisernen, blaubemalten Ziffern 1779 schaut hinzu, und die sehen bis zu dem stattlichen Mammutbaum, der mit seinen stolzen kegelförmig geordneten Zweigen die Runde beherrscht, und um den lustig die Schmetterlinge torkeln. Auch das ist Oberbilk!

Stampfende Maschinen in gewaltigen Hallen. Klein wie Zwerge die Werkleute, wenn hoch über ihren Köpfen der Kran dumpf murrend hinwegrollt, um die ungeschlachten Zentnerbrocken von einem Ende zum anderen mit seinen ehernen Greifern zu bringen. Hell singt der treibende Motor sein Lied, und wandert man nächtlings an den erleuchteten aufragenden Fenstern entlang, hört drinnen das Rattern,



Feilen und Surren, dann zieht dieser uner-müdliche Lastenträger wie eine klobige Silhouette vorbei, und seine Musik mischt sich mit dem Donnern der schweren Häm-mer im nächsten Bau zu einem Sang der Riesen. Nimmer reißt die hehre Melodie ab, und schlaftrunken nicken die Häuser und die alten kleinen Häuschen, die müde am Wege stehen.

Ja, Häuser und Häuschen! Überall noch hocken eingeklemmt die kleinen Bauten aus Urgroßvätertagen, als Oberbilk noch in weitem Geestland lag, die Wachtel im wis-pernden Roggenschlag rief, und die Kühe auf der Weide muhten, wenn es Zeit zum Melken war. Eingekeilt stehen diese Kinder vergangener dörflicher Herrlichkeit zwi-schen düsteren Brandmauern. Grau und faltig sind ihre Wände, denn ihre Zeit, die ist verstrichen. Doch immer noch halten sie getreulich am Rande der Kölner Straße aus, die vielleicht schon als schmaler Pfad be-stand, als der Steinzeitmensch in der Wer-stener Gemarkung mühsam seinen Faust-keil schliff, oder die Krieger sich das Bronzeschwert umgürteten, das man nach jahrtausendelangem Schlaf bei den Stahl-werken wieder ans helle Licht gebracht, die aber sicherlich längst als Uferweg von Colonia zum kleinen Fischerdörfchen an der Düsselmündung führte, da man zur Merowingerherrschaft seine Toten hier be-grub. — Alte Gehöfte, eingestreut aller-wärts: stattliche, bescheidene. Ehrwürdige Bäume stellen sich schützend vor ihre Giebel, verliebt rucksen die Tauber im Schlag, und Dahlien, Löwenmaul und Re-seda blühen und duften in den bescheidenen

Gärtchen. Schornsteine, Eisenbahnen rük-ken bedrohlich nahe, doch die Vergangen-heit taucht nicht von heute zu morgen unter, und Felder und Garben in Gold gebunden, mahnen noch an die Welt, die hier gewesen.

Rückwärts liegen Fabriken und Gärten, S c h i e n e n s t r ä n g e und auch Garten-blumen. Von der anderen Seite nickt wie ein lieber, guter Freund der Grafenberg herüber. Still ist's hier. Leer und frei und ungehemmt ziehen die Straßen einsam in die Ferne, hin gen E l l e r, hin gen G e r-r e s h e i m und gen F l i n g e r n, das am nächsten liegt. Die Abendsonne ruht auf jungen Ahornstämmchen, die den Weg begleiten, den eine Mauer und ein Zaun begrenzen. Nun treten beide bescheiden ein Stücklein seitab. Purpurne Heiderös-chen, gelber Rainfarn umhüten einen hohen, nur wenig zubehauenen Steinblock, den einst treue Kameradschaft weit, weit vor den Toren der Stadt einem der Ihren weihte, der im Ehrenhandel fiel:

Das Officier Corps des II. Hus.-Reg.  
dem Rittmeister von Schöning  
d. 3. November 1859.

Nacht steigt herauf. Längst versank der Feuerball im Westen, der Wind spielt acht-sam mit den Gräsern, und die ersten fallen-den Blätter rascheln herbstgemahnend am Wege. Ewig rollt das Rad der Zeit und die Zukunft hat das Wort. Wie willensstarke, erhobene Schwurhände ragen fast am Ho-rizont die S c h o r n s t e i n e in schwärz-licher Bläue. Da schlägt das Herz unserer Stadt. Denn dort liegt Oberbilk.

## Niederkassel

Niederkassel, das liegt abseits zur Rech-ten der großen Straße, die von Düsseldorf über die Hofgartenbrücke herüberkommt

und weiter gen Westen nach Neuß, Krefeld und Holland führt. Niederkassel, das liegt versteckt hinter den schweren massiven



Häusern der Luegallee und der Villenstraße, die am Rhein entlang zum Pappelwäldchen wandert. Niemand ahnt seine feine altertümliche Schönheit, trottet man durch die lärmgefüllte Verkehrsader, die ohne Unterlaß rumpelnde Lastwagen und weiße Schlangen von elektrischen Bahnen auf glitzernden Strängen vorwärts treibt. Aber ein Schritt zur Rechten um die Ecke, vielleicht einige Herzschräge weiter, und eine andere Welt tut sich plötzlich auf. Noch ein paar etwas größere Wohnhäuser, die sich hier in all ihrer Unschönheit sehr fremd vorkommen — sie können beruhigt sein, denn sie würden auch anderwärts nur unangenehm auffallen — dann ein dörflcher Friede weit und breit. Kleine deftige Backsteinhäuser, unterbrochen von Gärten, reihen sich eins an das andere. Dazwischen mal ein einstöckiger fein abgestimmter Bau. Zu beiden Seiten Blicke in geruhsame Gassen. Auch hier wieder das traute, heimisch erdgebundene Baumaterial, einige Fachwerkbauten, lustig abgesetzt, dazwischengestreut, davor die Pumpen mit dem messingblinkenden Rohr und das Ganze umrahmt von hohen knorrigen Walnußbäumen, deren lichte Zweige sich die Hände reichen, und durch deren Blätter die Sonne zitterige Schatten auf das holperige Pflaster zeichnet. Niedrige Mäuerchen verbinden die einzelnen Anwesen. Manchmal tritt auch ein Eisengitter an ihre Stelle, manchmal auch ein Holzzaun, und der trägt dann zu seinem grünen Anstrich weiße lustige Köpfchen. Voller Geheimnisse, voller Zauber solche Bauerngärtlein! Saftige Rasenstreifen, über denen die Kirschbäume mit ihren unreifen Früchten protzen, zart rosa angehauchte kleine Birnen drängeln sich munter davor, und gegenüber an der Scheunenwand mit dem schönen abgestuften Seitengiebel klettert die Rebe in die Höhe. Zu ihren Füßen spielen die jungen Mietzekatzen, um sich dann urplötzlich zur

kühlen Diele zu trollen, in der die Bäuerin mit dem weißen Kopftuch den Salat zum Marktverkauf fertig macht, zwischendurch einige Bündel Stielmus weggibt und jetzt ihren Sprößling mit dem Nachmittagskaffee, dazu dem Butterbrot, zum Vater schickt, der draußen die letzte M e l d e abgeerntet, um dafür Bohnen zu pflanzen. Überall strecken sich schon die hohen Stangen, an denen die Hülsenfrüchte emporranken sollen, gen Himmel. Denn Stangenbohnen, Frühkartoffeln, Erdbeeren, Spargel und Zwiebeln, das sind die Haupterzeugnisse dieser Gegend, deren Einwohner sie ebenso fleißig anbauen und auf den Markt am alten Rathaus und am Karlsplatz schicken wie die Bauern von Büderich und Hamm. Und ein Gang durch die Felder im heißen Junisonnenglast zeigt allerwärts die Schätze, die das Land gebiert. In breiten grünen Reihen, wohl angehäufelt, stehen die Kartoffeln. Schon beginnen sie allmählich mit Blühen. Wie lange noch, und sie werden ausgemacht, um Platz für andere Gemüse, vornehmlich wohl Sellerie zu schaffen, der hier gleich wie Porree und die übrigen Suppenkräuter sich Heimatrecht erwarb. Verheißungsvoll glühen die ersten Erdbeeren in den schier unübersehbaren Gevierten. Dicht daneben in ausladender Kolonie Straucherbsen, ein Stücklein davon dicke Bohnen in ihrem schwarzweißen Blütenzauber. Aber fast überall dazwischen fleißige Männer und Frauen, die jäten, häufeln, graben und im Schweiß ihrer Tage für uns vom ersten Lerchenschlag bis zum müden Abend tätig sind. Im selben Maße, wie es ihre Väter und Vorfäter gewesen, die gleich ihnen diesen Boden beackerten und nach getaner Werkarbeit in all den Häusern und Häuschen ringsum sich zu neuem Schaffen stärkten. Denn alle, wie sie hier sind, sitzen seit Generationen in Niederkassel, und die Scholle, in die der blinkende Spaten fährt, gab auch



den Ahnen Lebensinhalt und Brot. Auch das einstige Dörfchen *N i e d e r k a s s e l*, jetzt längst ein Teil unserer Stadt, hat seine Geschichte. Heute noch strahlen wie einst Holunder und Schneeballen im reinsten Weiß, heute noch grüßen die alten Ulmenveteranen den Heimischen und den Fremden im hellen Frühsommertag, wie vor langen, langen Zeiten, als Düsseldorf noch eine kleine Residenz war, und ein Zankapfel der Großen im Lande dazu. Sicherlich sind die Holderbüsche mit den gewichtigen Tellern nicht mehr die alten, junge setzte Mutter Natur an ihre Stelle. Aber die dicke, fast morsche Ulme, die das alte Bierhaus schirmt, stand bestimmt schon als schlankes Stämmchen an ihrem Platz, als Friedericus Rex mit Alkmene, seinem zierlichen Windspiel, im Park von Sanssouci philosophierte. Ein Überbleibsel einstiger Dorfherrlichkeit ist dieses stimmungsvolle Wirtshaus mit seiner groote Stoow, seiner Possewage und in der Mitte der Diele Stiche, Ölbilder, Truhen, ein Kamin und ein Sims mit Ton- und Zinnkrügen bestellt,

dunkel im Hintergrund eine ehrwürdige Standuhr, und der Pendel schlägt heute wie einst tick-tack, tick-tack. Die Zeit steht nicht still, und aus Minuten reihen sich Stunden, Tage, Jahre, mit ihnen in bunter Folge Frühling, Sommer, Herbst und Winter. — Durch die Stille rumpelt draußen ein Gemüsekarren vorbei. Hell klingt der Hufschlag vom braunen Hottemax mit der weißen Blesse auf der Stirn. Nun biegt er um die Ecke, zieht an dem Kruzifix vorüber, das fast am Dorfrande steht, und jetzt nimmt ihn die weite Straße auf, die irgendwo zwischen hohen Pappeln in der Ferne verschwindet. Niederkassel, das ist das stille Land abseits der großen, nüchternen Welt mit seinen Häuschen, Bäumen, den üppig grünenden fruchttragenden Feldern und seinen Menschen mit den rissigen Händen, den wettergebräunten Nacken. Über ihnen allen hängt hoch in silbriger Bläue der weite Himmel, und ein Wind voll von Wasserduft und nährender Feuchtigkeit streicht schmeichelnd, liebevoll über sie weg, so er von Abend kommt.

## Derendorf

Und wir stellen die große Zeitenuhr, die niemals stehen bleibt, die unermüdlich, unerbittlich vorwärts, immer vorwärts hastet, dreißig, vierzig, fünfzig und noch einige Jahre weiter zurück. Hoch die Himmelskuppel, weit und frei die Sicht fast bis zum Horizont, und der Bäume grüne lauberfüllte Kette wandert gemächlich durch den stillen, bedachtsamen, ländlichen Frieden von *D e r e n d o r f*: und die Wipfel der erdverbundenen Riesen winken sich zu, angefangen am einstigen Wäldchen, das am *W e h r h a h n* seine Schatten spendete, über Jacobis Philosophenwinkel mit seinen gigantischen kanadischen Pappeln längs des Düsseldorfufers zur Rechten der Prinz-

Georg-Straße bis zur feinen Heimeligkeit an der Buschermühle, um dann weiter gen Rath hinauf sich zu verlieren. Am nördlichen Rand, von dicken, wuchtigen Ulmen begleitet, der *H e e r w e g*, der von der Altstadt kommend, vor dem schon ziemlich die gleiche Spur wie die jetzige Münster Straße einschlägt. Gebieterisch rasselte am Poensgensgut, dessen Herrenhaus heuer noch vereinsamt neben dem Milchhof weltverloren in die Zukunft träumt, die Schranke nieder, so fauchend, prustend ein Zug der Köln-Mindener Bahn auf glitzern-dem Eisenstrang vorüberpolterte, und all die Bauern mit ihren Karren, die Bäuerinnen mit ihren Gemüsegewägelchen halten



mußten, desgleichen die Schwadron fähnchenbewehrter grüner Husaren, die eine Zeitlang im Schnepfenhof in der alten Honschaft Ursenbroich oder Mörsenbroich, wie es heute genannt wird, ihre Quartiere bezogen hatten. Ein Reitweg wanderte zur Seite, ein Wassergraben dazu, in dem glänzten silbrig die Osterkätzchen, laut quarrend die Kreuzkröten plärrten, lärmten und das Vergißmeinnicht himmelblaue Augen machte, flocht der Rohrspatz im Liesch die Wiege für seine Kinderchen. Hellgetünchte niedrige Anwesen, die in jedem Lenz neu mit dem großen Quast gekälkt wurden, ringsum, in lockerem Verband lustig verstreut. Buchen- und Weißdornhecken spannten geheimnisvoll eine dichte Mauer davor. Da reckten sich die zahllosen Birn- und Kirschbäume in die Luft, und wenn sie blühten, so sah das aus, als wären die Schäfchenwolken in Mengen herniedergestiegen, um für eine kurze Spanne hier im alten Derendorf zu verweilen. Felder, Weiden, buntgestickte Frühjahrsweiden in breiten unregelmäßigen Flächen allerwärts dazwischen. Im dunklen Grün der Lebensbäume der Totenhain am heutigen Münsterplatz gegenüber dem alten noch bestehenden Brauhaus von Toller, zu dem die ehrbaren Bürger mit einigen Schritten gelangten, wenn das Hochamt im dreitürmigen Kirchlein beendet war. Längst sind beide: Kirchlein und Friedhof dahin. Längst hat auch der „neue“ Gottesacker neben dem Vincenzhaus seine Pforten geschlossen. Aber noch immer warten die vollen Bierfässer in dem einstöckigen Bau auf durstige Kunden, und daneben behauptet an der gleichen Stelle das Wohnhaus von Schentenshof seinen angestammten Platz, wo der Landwirt und Gemeindevorsteher oder wie er auch genannt wurde, der Herr Bürgermeister Schentens hauste, der seinen Kohl in der fetten Erde mit der gleichen Sorgfalt pflegte, mit der er auch

seinen Amtsgeschäften, die bestimmt nicht allzu aufreibend und schwierig sich gestaltet haben mögen, nachkam.

Abseits der Hatz unserer Stunden sann das Stockkämpchen in den Tag. Mulvanys behäbiges Besitztum, das wie ein Schlöbchen anmutet, blickt nach wie vor selbstbewußt und hochmütig wie ein richtiger Engländer auf die Straße, über die die Menschenmassen fluten, tagaus, tagein. Achtlos hasten sie hier vorüber. Sie kennen die Geschichte, die Vergangenheit und das Werden dieses Stadtteils, der ihnen vielleicht, ach nur vielleicht, eine neue Heimat ward, nicht. Vielleicht wollen sie sie auch nicht kennen, und mitten unter ihnen wohnen die alten eingesessenen Familien, die auch unter den veränderten Verhältnissen der Scholle treu geblieben sind, auf der sie geboren, die ihre fröhliche Kindheit mit erlebte, und die ihren Ahnen Form und Lebensinhalt gab.

Da sind die Lichtschlags, die Letzten ihres Stammes, die in unseren Tagen den Schnepfenhof mit seinen ausgedehnten Ländereien bewirtschaften. Da ist der Korf, dessen Vorfahren Dorfschmiede von Derendorp waren, welche die brethaften Pflüge, die einst jung und blinkend ihr Herdfeuer verließen, wieder arbeitsfähig machten, die Spaten herstellten, Hufe beschlugen, eiserne Bänder zischend um die Karrenräder spannten und mit ihren klingenden Hämmern, Zangen noch tausend andere nützliche Dinge verrichteten. Da sind die Haaks. Der Alte schenkte Sonntags sein Bier aus und fuhr am Werkeltage noch die „Ahletonn“. Da sind die Nachfahren der Weyergrafs, der Querlings, der alte Jupp besaß jahrzehntelang eine der größten Gärtnereien und pflegte die wunderbarsten Orchideen, von denen wir Jungens dann nächtelang träumten. Da sind



die Aders, Kels, Piels, die Lennarts usw., deren Namen schon teilweise das Landsteuerbuch nennt, das Wolfgang Wilhelm, Düsseldorfs Herzog, aufstellen ließ, just wenige Jahre später, nachdem der herrliche Bau der Hof- und Jesuitenkirche eben beendet ward.

Noch heißt die ein wenig höher gelegene Gegend an der Geistenstraße, wo vordem hochnotpeinlich den armen Sündern der hänferne Kragen umgelegt wurde, ehe sie vom hohen Gerüst aus den allerletzten Atemzug taten, auch heute noch der „Jeesteberg“. Noch besteht gleichfalls, wenn auch nur stückweise, das Galgengäßchen, einige Steinwürfe weit vom Schloß Jägerhof. Aber von all diesen Dingen ist kaum etwas anderes geblieben denn die Erinnerung und der Name, der den Jüngeren so gut wie nichts mehr sagt. Die fruchtschweren Felder von vogelreichen Hecken eingefabt im Viertel der Garten-, Franklin-, Tußmannstraße, der Gegend am Winkelsfeld, den alten Richtweg hinauf über die Kasernen, der Ulmer Höhe bis zum einsamen Tannenwäldchen an der Schlageterstätte, sie sind schon längst nicht mehr. Verschwunden, von der stetigen Entwicklung der größer werdenden Stadt verschluckt, wie das däftige Anwesen „Am hohen Dörpel“, das auf dem Boden des jetzigen Omnibusbahnhofes stand, verschwunden gleich dem „Barreshof“ an der Jülicher Straße, dem „Rundehof“ am Münsterplatz, dem „Hildenshof“ am Geesteberg und dem Gute Collenbachs, beschirmt von stattlichen Bäumen, das hinter dem Luftballon an der Kreuzkirche lag, wo die Pferdebahn, die bereitwilligst auf offener Strecke stoppte, wollte noch jemand mitfahren, ihren Endhaltepunkt hatte.

Doch hin und wieder bescheiden versteckt, auch heute noch ein altes Anwesen, ein altes Sträßchen, eine noch immer grü-

nende knubbelige Hecke und hier und dort als vertrautes Wahrzeichen, ein majestätischer Baumriese, so die breitkronige Kastanie an der Buschermühle, die silberstämmige Buche in Mörsenbroich, ein paar hohle krakelige Kopfweiden und dann die ausladende Platane an der einst forellenreichen Düssel gegenüber der englischen Kirche, die ihren wohlklingenden Westminsterschlag in das weite Land trug und zweimal am Tage, morgens, dann auch abends, so die Sternbilder am dunklen Himmel leuchteten, den Choral von der Liebe Macht andachtsvoll getragen spielte. Auch dieser Glockenklang verstummte für immer, als das große Ringen in den Augusttagen 1914 den Weltenbrand entfachte.

Und unaufhaltsam ohne Stocken schreitet die Zeit ihren Weg. Und aus Frühling, Sommer, Herbst und Winter formt sich ein Jahr so gut wie das nächste. Das alte geht, das neue kommt. Aus dem ländlichen Frieden Derendorfs mit seinen Kapellchen an der Heerstraße, mit seinen lauschigen Gärten, schmalen Pfaden, wo der Wachtel Ruf den jungen Tag begrüßte, der bis zum Rochuskirchlein und dem Klostergut herüberscholl, wurde das stattliche, betriebssame Derendorf mit seinen stolzen Bauten, den breiten unruhigen Straßen, über die länderverbindend blinkende Wagen, von tackenden Motoren gejagt, vorwärts hasten und der Häuser hoher langer Zeile von heute. Doch auch sie, wie sie alle da sind, kennen das Morgen und ihr Schicksal nicht. Das Derendorf von heute erfüllt seine Pflicht, wie es das Derendorf von gestern auch getan. Aber niemand weiß, was einstens wird. Im steten Auf- und Niederwallen, Wogen formt sich das Dasein, ändern sich die Gesichte. Alles ist in Bewegung, alles ein ewiges Kommen, Gehen, und nichts ist beständiger als der Wechsel allein.



## Lohausen

Fern im Rücken liegt der breithäuptige Kastaniengang, der den Rheinpark begleitet. Weiter wandert die breite Straße am Strome entlang. Junge Bäumchen ziehen mit, enden bei der Schnellenburg, hinter der nun kleine Platanen, die hoffentlich einmal unverschnitten zu stattlichen Recken an unseren Ufern heranwachsen dürfen, sie ablösen, bis sie ganz dahinten just gegenüber dem einstigen Trappistenkloster von Mönchenwerth unvermittelt aufhören. Dort steigt das neue Wasserwerk am Staad, bescheiden sich der stillen, feinen Landschaft anpassend, aus dem Boden empor, dort zweigt schmal und unauffällig ein von Karrenrädern tief durchfurchter Pfad zur Rechten ab, der gen L o h a u s e n betulich tritt. Blau wuchert die Wegwarte an seinen Rändern, Fenchel und Kümmel und wilde Möhre tupfen weiße Streifen dazwischen. Leinkraut, gelber Hederich drängelt sich hinzu, und das Rebhuhn betrachtet verwundert, halb erschrocken den Wandersmann, der hier vorüberzieht. Grüner Klee überwuchert den Stoppelacker, grüne Blätter der Runkelrüben formen ungefügte Spreiten, und dann schieben sich die Weiden heran, auf denen munter das Fohlen hinter der Stute trabt, und bedächtige Kühe muhend nach der Magd ausschauen, die dahinten mit den Eimern und dem Melkschemel kommt.

Hell lacht die Morgensonne über nieder-rheinischem Land. Pappeln auf Wiesen und an einsamen Wegen, Wölkchen darüber in weißen Flocken; die reisen vom Ozean über Städte und Dörfer und Berge, ostwärts geht ihre Fahrt. Lautlos segelt ein Schwalbenschwanz dahin, streicht unter den dicken, von manchen Stürmen zerzausten Eichen vorüber, die längs der Koppel mehr denn ein Jahrhundert den Unbilden trutzen und verliert sich in der heimeligen Wildnis des

wundersamen Parkes, eines der prächtigsten Herrensitze ringsum. Dicht schieben sich die Bäume aneinander, gucken über die langen Mauern, und der Holderbusch mit seinen blauschwarzen Beeren ist auch dabei. Da öffnet sich das Tor: eine Symphonie von Grün in allen Farben, in allen Formen. Wege schlängeln sich geheimnisreich durch diese Märcheninsel, und Nadelhölzer und Platanen, Ahorn, Buchen, Eschen, Linden, Robinien lassen ihr Gezweig wie waltende Gewänder bis zur Erde niedergleiten, und der Rasenflächen frische Teppiche dazwischen lösen sie ab, bis wiederum der Blätterwald den Ton angibt, dunkelrot die Blutbuche die Sicht verhängt und dann mit einem Male von neuem eine Lichtung die Riesen zur Seite drängt, damit in breitem silbernem Fall die Sonne darauf scheine. Bunte Klexe von Begonien, artig verstreut, sie führen zum Schlosse hin mit seinen altertümlichen Schlagläden, und sie leiten auch wieder hinaus ins Freie, da in ländlicher Stille Alt-Lohausen seine Werkeltage verbringt. Gärten und Gärtchen mit Häusern und Häuschen, mit Dahlien, goldenen Ringelblumen, Löwenmaul, mit Birnbäumen, die schwer von Früchten hangen und Pflaumenbäumen von rötlichlila Tupfen lustig übersäht. Ein Platz tut sich auf, ein steinern zubehauenes Kreuz in der Mitte, daran der Efeu aufwärts klimmt. Im unregelmäßigen Kreise hellgetünchte, ziegelgebackene Bauten darum, und Walnuß, Edelkastanie pflanzen sich davor. Hier mündet die Dorfstraße, über die die letzten Garbenfuhren ächzen, mit lustigem Geklapper blinkend der Pflug zieht, und aus den breiten Toren der offenen Scheunen sirrend die Schwalben jagen, die so bald schon wieder uns verlassen werden. Uralte knorrige Ulmen im Grund, der zweiten wichtigen Straße in dieser Ecke, die nord-



wärts zum ehrwürdigen Kirchlein führt, wo das Auge schon wieder ungehindert in die Weite schaut, und wo von spitzigen Pappeln, die wie Grenadiere auf Posten stehen, bewacht, dankbarer Bürgersinn seinen Heldensöhnen eine Stätte der Erinnerung und des Gedenkens schuf. Schwer und kantig steigt der Findlingsblock empor, und darüber ein ruhender Bronzeadler mit hängenden Flügeln von Lohausens größtem Sohn, von Joseph Pallenberg, einem der besten deutschen Tierbildhauer, geformt. Doch von neuem geben kleine Häuser, in lauschige Gärten gebettet, sich die Hand, wieder scheint die Zeit stille zu stehen, und die beiden hohen Platanen schirmen sorgsam das alte Gemäuer, das kleine, glockenlose Speesche Kapellchen, das umgittert, unscheinbar an der Böschung der Provinzialstraße träumt, über die die hämmernenden, hupenden Gefährte flitzen, und schwere Gäule mit blankgeputztem Geschirr bedächtlich ihre Wagen ziehen.

Und das ist der trennende Strich, der das Lohausen von gestern von dem von morgen scheidet. Das alte Gebiet zur Linken der Verkehrsader, die gen Duisburg eilt, das neue Gebiet gegenüber mit seinen schmucken jungen Landhäusern, seinem Flugplatz, da surrend die Schrauben sich drehen und Menschen und Frachten aus aller Herren Länder bringen. Breitbeschwingt rumpeln die stählernen Vögel über den Boden, laden ihre Lasten aus, nehmen andere mit und fort geht es nach kurzer Pause in rasendem Fluge über andere Städte, andere Staaten, und die Propeller singen ihr sieghaftes, knatterndes Lied. Zu jeder Stunde das ganze Jahr. Breit und ungehemmt liegt der weite Plan da draußen, über den einst die Ulanen und Husaren dröhnend mit flatternden Fähnchen an der Lanzenspitze dahinsprengten, über denen einst manches stolze Luftschiff hing, nachdem es den schützenden Hafen

verlassen oder wiederum niederging, um in ihm zu neuen Taten auszuruhen. Längst sind die beiden Hallen verschwunden, und die letzten Spuren des Trümmerfeldes werden heuer auch verwischt. Ein Gleise, rostig und unbefahren, bahnt sich noch seinen Weg südwärts zum Roten Haus an der Golzheimer Heide, wo immer noch die steile Pyramidenpappel, die so oft als Marschrichtungspunkt den braven „Knüfkes“ dienen mußte, aufwärts strebt. Wohl sind die Eichenwäldchen, die sich längs der Golzheimer Gemarkung erstreckten, gefallen. Aber immer noch ist sonst das vertraute Bild das alte, liebgewohnte, und die Kieferngruppe auf der Kuppe mit ihrem dunklen Piniendach kann heute wie einst noch die Zinnen des Kaiserswerther Domes sehen, die Kalkumer Wälder, dann das Türmchen von Kloster Hain in Unterrath, das ferne Ratingen auch nicht zu vergessen und weit im Osten im Dunste fast verschwimmend die Bergischen Höhen.

L o h a u s e n ! Du bist einer der Orte im Verbande des großen, schönen Düsseldorf, der unberührt von jedem Mißton im Wandel wechselvoller Zeiten blieb und auch in der Zukunft bleiben wird. Ohne Scheu wird weiterhin zur Maienzeit der Nachtigallen Schlag durch deinen feinen Park dahinperlen, wenn ringsum die putzigen Fohlen und Kälber in ungelenten Sprüngen über blumige Wiesen und Weiden tolpatschen. Ungehindert wird der feuchte, laue Wind über deine Giebel und Wipfel streichen, bis dahin, wo sich die zur Herbstzeit in bunteste Farben getauchten Wälder girlandengleich vor deinen Nachbargemeinden abschließen. Neue Häuschen mit blanken Scheiben und Blumen und Bäumen vor der Türe werden sich zu den vorhandenen gesellen, um würdig deine Tradition zu wahren. Für den Fremdling, der droben aus der Höhe herniedersteigt, ein herzerfreuendes Willkomm, für den Ab-



schiednehmenden ein fröhlicher Gruß, der dir und uns allen gilt.

Mittagsglocken läuten von fern, von Ost und West, von Süd und Nord. Leise, zag dringt ihr Ruf bis hierhin. Über den Gräsern

fimmert die Luft einer heißen Sommerstunde, durch die stolz und kühn gleich einem Urweltvogel der Eindecker zieht, bis er in seidiger Bläue wie ein Pünktlein am Horizont untertaucht und verschwindet.

## Kaiserswerth

Frühlingssonnennachmittag über lachender niederrheinischer Flur. Roggenfelder, Gerstenschläge, in denen der Wachtelkönig ruft, ringsum. Ein paar Rebhühner ziehen am Pfad entlang, wo gelb der Hedereich seine Tupfen malt, und dunkelblau zahllose Kornblumen die Ränder säumen. Hin und wieder ein Gehöft, beschützt von hohen Bäumen, umfriedigt von grünen, undurchsichtigen Hecken. Warm plätschert ein kurzer Regen hernieder, dann guckt die Sonne wieder heraus, ein Funkeln, ein Glitzern, ein Leuchten, Demanten gleißen an Blatt und Halm, trifft Baldurs Geschoß die nährende Mutter Erde. Immer weiter wandert die Straße dem feurigen Ball entgegen. Die Drähte an ranken Masten summen zur Seite ihr Lied und dann, urplötzlich fast, macht der hochgebauten Linden lange Kette eine leise Schwenkung, und da liegt in ihrem ewig berückenden, ewig neuem Zauber die alte würdevolle Stadt, die den jahrhundertelangen wechselvollen Lauf der Geschichte samt ihren mannigfachen Ereignissen und Gestalten miterlebte, in beschaulicher Stille da: Kaiserswerth!

Breit und sattsam hingelagert der Graben. Wohlgefügte Mauern dahinter und kleine Häuschen dazu, eines neben dem anderen, bis dicke, rundliche Kastanien sich gleich einem undurchdringlichen Wall davor aufbauen und so dem Ziegelwerk ein Ende machen. Wuchtig legt sich eine Brücke hierhin. Brennessel krallen sich in ihre Fugen, und das Zymbelkraut mit röt-

lich-violetten Blüten baumelt in dichten Polstern daran herunter. Ganz in der Ecke prunkt ein Holunder mit seinen lichten Tellern, weißkugelige Schneeballen gucken von weitem in diese Pracht, die freigebig der Rosenmond aus seinem unerschöpflichen Füllhorn schüttelt, und über all dieser trunkenen Herrlichkeit sirren mit hellem Gezwitscher die Schwalben und Segler über Graben, Gemäuer, Bäume, Sträucher, Mensch und Tier, und sie jagen in pfeilschneller Hast über die Giebel und Gäßchen der wunderfeinen kleinen Stadt, die ihre Selbständigkeit aufgab, um als seltenes Kleinod wohlbehütet in unserem großen Gemeinwesen fortzuleben. Die alte Residenz von einst zwischen Rhein und Düssel, eingebettet mit ihren lauschigen Winkeln, den zeitlosen Sträßchen und Plätzen, hier zu Füßen des Domes, der im kostbaren Schrein die Gebeine des heiligen Suitbertus birgt, erleben wir die fast unberührte Vergangenheit unserer Vaterstadt wieder, und über die Gegenwart wird sie ihren Zauber, mit allem, was ihn so lieb und schätzenswert macht, auch in die Zukunft, frei von jeden weltverbessernden Plänen herüberretten.

Vom lichten und geräumigen Clemensplatz, da in kühnen Bogen die Bauten lose aneinander gereiht bald einen Halbkreis formen, wandert man die Marktstraße hinunter. Auf das wohlgelagerte Pflaster, auf die Kastanien, von denen das Rot verlöschender Blütenkerzen langsam tropft,



sehen betagte Giebel: spitze, falsche, stufenförmig oben sich verjüngende, den Menschenkindern zu, die da kommen und gehen. Und die eisernen, mit dunkler Farbe sorgsam ausgemalten oder auch im gleichen Ton der Wände übertünchten Krampe mit den artig gebogenen Zahlen wissen gleichfalls manches zu erzählen. Die, die einst dort hinter ihren Mauern wohnten und ihre Kümernisse, ihre Freuden vom lausischen Geschick wahllos zugeworfen, mit sich trugen, sie ruhen längst da draußen, und weiße Rosen ranken um zerfallene, bewachsene Steine und Kreuze. Und diejenigen, die dort heute ihre Lasten mit sich schleppen, die da hoffen und wünschen und mit rheinischer Fröhlichkeit das Dasein nehmen, wie es nun mal ist, auch sie werden von den Giebeln mit den roten, schwarzen und grauen Dachpfannen allesamt noch überlebt werden. So alt wie sie sind auch die blanken runden Dörpel am Straßenrand, dazu die selbstbewußt vorspringenden Treppen, die, als wäre das so ganz in der Ordnung, ihre eckigen, zubehauenen langen Quadern weit über den Bürgersteig vortragen und einfach den gesamten Weg versperren. Ausgetretene Stufen, blank vom Anfassen kräftiger, klobiger und zarter, zitteriger Hände das geschmiedete Gelände. Aber weiß lackiert glänzt bizarr verschnörkelt über der Tür die Supraporte mit ihrem zierlich gewundenen Namenszug, und sie scheint noch immer wie in Tagen, da ein bezopfter, ehrbarer Meister sie schuf und zu jedermanns Freude über des Hauses Pforte anbringen ließ, lächelnd zu sagen: „Ach, macht euch nicht das Dasein unnütz schwer“. Und das langgestreckte Stammhaus des Menschenfreundes und Wohltäters Fliedner, auf der rechten Straßenseite hingelagert, das den Ruhm von Kaiserswerth in Deutschland begründete, fügt mahnend hinzu: „Denn es gibt schon genug der Pein hienieden“. Und zur Rechten und

zur Linken, wo stille Zeilen sich auftun, und die Birnbäume neugierig über die Mauern gucken, und grün mit leichtem, ganz leichtem rotem Schimmer die Kirschen in ihrer süßen Vollendung wirken, da raunt und flüstert es: „Ja, das stimmt. Das eine wie das andere“.

Voll würziger Feuchtigkeit streicht ein Wind vorüber. Da ist das alte Zollhaus in seiner würdevollen braunen Patina. Dort am Ende des lauschigen Weges wie ein riesenhafter Finger die Mühle. Und da, es glitzert und gleißt und ein breites gewundenes Band roter Rosen scheint sich von Ufer zu Ufer zu spannen: der stolze Strom, der Vater Rhein, im scheidenden Tageslicht. Schleppkähne ziehen schnaufend zu Berg. Paddelboote mit fröhlicher Last schaukeln vorüber. Ein Fischerkahn fährt knirschend auf den kiesigen Strand, und mit wehenden Fahnen und Wimpeln und Sang und Musika dreht ein schmucker Dampfer ab, und nordwärts mahlen sich die schaufeligen Räder den Weg durch die Wasser. Blank und klar die Weite mit ihren Wiesen und ihren geschwätigen Pappeln und den hingekuschelten Dörfchen dazu. Zwei Wolken stehen geruhsam am Himmel. Mit langsamem Flügelschlag streicht ein Reiher über Wittlaer hin, fort zum Horst, der irgendwo zwischen Kalkum und Großenbaum auf einsamen Buchenkronen im dämmerigen Walde steht. Und die Wellen plätschern ans Gestade, und der Wind umkost das Gemäuer der Kaiserpfalz, um das die Kiefern, Hängeweiden und Platanen grüne Girlanden weben. Gräser wippen mit ihren schlanken Häuptern, der Efeu umgarnt das Steinwerk, von dem ein junger Fürstensonnh einst in trotzigem Mut in den Rhein sprang. Es war derselbe spätere deutsche Kaiser Heinrich, der Vierte seines Namens, den düsteres Ränkespiel zum schmachvollen Gang nach Canossa zwang. Doch das ist alles längst Vergangenheit,



und auch das steinerne Ehrenmal, das dankbarer Bürgersinn seinen gefallenen Helden des Weltkrieges weihte, und die Ewige Flamme der Hitler-Jugend, sind gleich der alten Burg mahnende Meilensteine im Sein und Werden ruhmreicher Kaiserswerther Geschichte. — Noch immer steht stolz und weit in die Runde blickend im Kranze grüner Linden der Dom. Treulich scharen sich um ihn die alten Straßen noch, die alten Häuser noch, und wenn sich die Gesichte änderten und Sitte und Gewohnheit sich anders auch gehaben, das alte feine Bild ist in seinen lieben Zügen uns geblieben. Noch immer klingen die Glocken zur gewohnten Stunde feierlich über die Niederung. Noch immer blühen die Blumen ringsum in den Gärtlein, an den Hängen, auf den Wiesen, und die Häusergiebel stehen steif und sittsam, wie einst, als man sie errichtete. Bloß,

daß sie inzwischen ein wenig krummer, eingefallener wurden, und sich mehr aneinander zu lehnen scheinen, wie greise Menschen, die müde sind.

Länger werden die Schatten, unschärfer, verschwommener. Nun sind sie ganz dahin. Silbriges Grau kriecht um die Winkel der alten Kirche. Schon eine Weile schweigt die Amsel, die auf dem Schieferhelm des Wachtturmes saß, und jetzt ist alles still. Verschlafen blinzeln die Fenster in blanken Reihen, hinter denen Hortensien, blühende Geranien und rote Pfingstrosen in bunten Schalen stehen. Ein Duft von frischer Erde und Jasmin, ein betörender Hauch von ahnender Sommerseligkeit wandert kaum vernehmbar dem blauen, seidigen Dunkel entgegen, und Geisterchen und Kobolde treiben ihr neckisches Spiel in der lockenden Kaiserswerther Frühlingnacht.

★

### Briefe aus dem Hause Jacobi.

Obwohl die Vergangenheit Düsseldorfs überaus reich ist an geschichtlichen Vorgängen, deren Wirkungsgrad in den gesamten westeuropäischen Völkerkreis reicht, ist das Schrifttum über Düsseldorf verhältnismäßig arm. Jedenfalls fehlt noch manche Arbeit, die uns die Zusammenhänge zum Beispiel um die Kurfürsten Johann Wilhelm, Karl Theodor, um das Wirken Napoleons am Niederrhein aufhellt; zu schweigen von der romantischen Zeit und dem Kreis um Robert Schumann. Um so mehr ist die soeben veröffentlichte Schrift von Julius Heyderhoff, „Die Hausgeister von Pempelfort“, zu begrüßen. Ihr Verfasser bringt eine Reihe Familien- und Freundschaftsbriefe des Jacobi-Hauses, die er zum größten Teile früher schon gesammelt und bekannt gegeben hat, nun aber in einem abgerundeten Bande bietet. Das haben ihm Staatsarchivdirektor Dr. Vollmer, der Leiter des Düsseldorfer Geschichtsverein, und die Stadtverwaltung ermöglicht. Dankt beiden Heyderhoff geziemend, fügen wir noch einen Dank an den Verlag L. Schwann hinzu, der der Schrift eine überaus gefällige Form gegeben hat. So ist sie innerlich und äußerlich eine Zierde und sollte in keinem Hause fehlen, wo man

den Sinn für die große Vergangenheit unserer Stadt wahr. Der Preis von RM. 4.— für einen Ganzleinenband mit 84 Seiten Druck und 10 Abbildungen ist wahrlich niedrig.

Die Briefe des Jacobischen Familienkreises erschließen uns Herz und Gemüt derer, die dazu gehören. Vor allem lernen wir Friedrich Heinrich Jacobi und seine Frau Betty, Johann Georg Jacobi, deren Kinder und Freunde von einer ganz anderen Seite kennen, als sie uns die Literaturgeschichte zeigt. Hier spricht Mensch zu Mensch; unmittelbar verspürt man die Wärme, die die Herzen ausströmt. So will man die Menschen, die im geistigen Leben des Volkes etwas bedeuten, am liebsten sehen.

Heyderhoff macht mit seiner verdienstvollen Arbeit den Wunsch um so dringlicher, den Briefwechsel aus Düsseldorfs Glanzzeit zu erweitern, namentlich die Briefe einem weiten Kreise zugänglich zu machen, die die beiden Brüder Jacobi mit so vielen berühmten Männern ausgetauscht haben. Man würde gewiß staunen über die Fülle der Gedanken und Anregungen, die sich hierbei aufzut.

Josef Wilden





DR. h. c. OSKAR REICH

Foto: Kronenberg

Der Direktor Dr. Oskar Reich von den Henkel-Werken feierte am 20. August das schöne Jubiläum seiner 50jährigen Zugehörigkeit zur Weltfirma, und dieser Ehrentag steht mit goldenen Lettern verzeichnet im Buche der heimischen Industrie. Über ihn und sein Werk berichteten die Bücher, die Broschüren, die Monats- und Tagesschriften. Sie alle sangen das hohe Lied von dem königlichen Kaufmann, der mithalf ein Werk aus den kleinsten Anfängen zu einem Weltunternehmen auszubauen. Das war verdienstvoll und löblich, und es hat uns aufrichtig erfreut, denn Oskar Reich gehört zu uns, zur Heimatbewegung, an deren Wiege er Pate stand, und wir „Düsseldorfer Jonges“ schenken ihm an seinem hohen Tage aufs neue unsere ganze Zuneigung, unsere ganze Liebe und unser niewankendes Vertrauen. Er ist seiner Einstellung gemäß nie ein Freund der lauten Huld gewesen und zog sich eher still zurück, als mit großem Getue die Rampe der Öffentlichkeit zu betreten. Selbstlos

trug er seine Heimatliebe in sich, ohne sich um das Geschrei der anderen, die sie nur auf den Lippen führten, zu kümmern. Darum ist sie auch so echt und untrüglich bei dem Manne, der die Welt mit all ihren Licht- und Schattenseiten, mit all ihren Vorzügen und Nachteilen, mit all ihrer Gunst und Ungunst durchaus kennt und mit ihr vertraut ist. So ging und geht Oskar Reich, einer innerlichen Verpflichtung folgend, seinen einzigartigen Weg und erfreute sich, wenn seine gewordene Düsseldorfer Heimat in ihrem eigenen Wesen zu ihm sprach. Dann horchte er auf und tat damit, wo die Schätze einer großen Vergangenheit sich ihm auftaten, wo die Tradition ihr Recht forderte, und wo die Heimat verheißungsvolle Perspektiven in die Zukunft wies. So in seiner ganzen Einmaligkeit wollen wir ihn noch lange behalten, und unsere besten Wünsche begleiten unser getreues Mitglied für immer auf allen seinen Wegen.

Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“



## Vom Düsseldorfer Schützenwesen . . .

1638

Am Pfingstdienstag den 25. Mai haben Ihre Hochfürstlichen Durchlaucht Wolfgang Wilhelm mit Dero Herren Vettern den Durchlaucht Fürsten und Herren Pfalzgraf Georg Wilhelm, Herr zu Birckenfeld und Fürstlicher Committat, die Bruderschaft und Schützenpiel mit Ihrer hohen Gegenwart nicht allein beehrt, sondern auch so tapfer mitgeschossen, daß Ihre Hochfürstlichen Durchlaucht Pfalzgraf Georg Wilhelm den Vogel mit einem Rohr aus freier Hand heruntergeschossen, hoch welchem dann zuvorderst, von Ihrer Herzoglichen Durchlaucht folgendes vom Grafen von Wartenberg und andern Kavalieren, wie auch vom hiesigen Magistrat Glück gewünscht worden, dessen sich Ihre Hochfürstlichen Durchlaucht hochehret und alsbald ein starker Trunk Weins daselbst, an der Schützenruthe hat umgehen lassen.

1641

Am 21. Mai haben Ihre Hochfürstlichen Durchlaucht Wolfgang Wilhelm, der junge Prinz von Zweibrücken, in eigner Person nebst dem Freiherrn von Spiering Jülischer Marschall, Baron de Merode zu Hofflich, Baron von Hermann de Spies, Amtmann zu Heinsberg, Baron de Spiering Hauptmann, Herr Schenkern zu Urdenbach, Monsieur Daufkirchen Kapitain, Lieutenant Monsieur Tensenacker, Fähnrichen Monsieur Rostwermb, Korned und Junker Willberger mit nach dem Vogel geschossen.

1655

Als nun abermahlen durch Kriegszeiten das Vogelschießen vierzehn Jahre lang nicht geschehen, so ist solches mit Consens des Landesherrn und Magistrats auf Sonn-

tag 1655 den 6. Juni wieder hergestellt worden, und es haben dabei Ihre Hochfürstlichen Durchlaucht Herr Philipp Wilhelm, mit Dero geliebtesten unsere gnädige Fürstin, auch Herr Statthalter, Herr Obristhofmeister, Herr Kanzler, Herr Obrist von Vellbrücken, und noch zwei andere Kavalier mitgeschossen und hochgemelt Ihre Hochfürstlichen Durchlaucht haben den sämtlichen Brüdern, eine Ohm weisen rheinischen Wein verehrt.

Das alles liest man in alten Akten. Die Jahrhunderte sind darüber hingegangen, und sie haben uns das heimatlichste Brauchtum in seltener Klarheit erhalten. Dankbar wollen wir all' den Vertretern eines hohen Bürgersinnes sein, die opfernd sich für die heimatliche Tradition einsetzten und sie durch alle Wirr- und Fahrnisse durchbrachten, bis auf den heutigen Tag. Es sind erst einige Wochen her, da Düsseldorf zum 504. Male sein Schützenfest in glanzvollster Weise beging. Acht volle Tage feierten die Schützen und mit ihnen alle Bürger. Es war die Entfaltung echt niederrheinischen Schützengeistes. Gedenken wir darum in ehrlicher Zuneigung des Mannes, der seine ganze Tatkraft, sein ganzes Handeln und sein unerbittliches Wollen in den Dienst dieser schönen Sache stellte, dem der Fortbestand des Schützenwesens eine anständige Verpflichtung bedeutete: unseres allseits verehrten Albert Kanehl. Gerade in den wirrsten Zeiten, als es sich um Sein oder Nichtsein, um Abkehr oder Fortbestand der Schützentradition handelte, ergriff er mit starker Faust die alte Fahne und hielt sie hoch. Sein machtvolleres Wort begeisterte aufs neue alle, die müde wurden, und sie alle scharten sich wiederum um das Panier. Das war kein Zufall sondern





SCHÜTZENCHEF ALBERT KANEHL

Foto: Kronenberg

eine höchst glückliche Fügung. Er, der Schützenchef, hat sein Wort gehalten und dieses Männerwort in die Tat umgesetzt. Von ihm werden und müssen noch Generationen sprechen, wenn das Schützentum wieder seinen langgewohnten, unbestrittenen Weg gehen wird.

Um es der Nachwelt zu erhalten zeichnen wir auf: Albert Kanehl, der Kaufmann, geboren am 23. Mai 1887 in Düsseldorf, trat 1926 als Mitglied der Gesellschaft „Reserve“ e. V. in den Schützenverein ein. Schon 1927 erwählte diese ihn zu ihrem Hauptmann, und 1928 zu ihrem Präsidenten. Er trat damit auch in den Großen Vor-

stand ein. Nach dem Tode des verdienstvollen Schützenchefs Anton Bollig wurde Albert Kanehl am 29. März 1933 zum Chef des St. Sebastianus-Schützenvereins e. V. gewählt. Am 18. Oktober 1933 ernannte ihn die Generalversammlung einstimmig zum Führer des St. Sebastianus-Schützenvereins und gleichzeitig zum Gebietsführer des gesamten Schützenwesens für Düsseldorf Stadt und Land. In diese Zeit fällt die Änderung der Statuten und die Gleichschaltung der einzelnen Vereine. Im Juli 1935 führte der neue Chef das glanzvollste Schützenfest, die 500jährige Jubelfeier des Düsseldorfer Schützenvereins mit dem wunderbaren und einzigartigen historischen Festzug in der Jägerhof-Allee durch, nachdem vorher der Verein dem Deutschen Reichsbund für Leibesübungen angeschlossen worden war. Am 13. März 1936 wurden dann in der außerordentlichen Generalversammlung die Einheitssatzungen des Deutschen Reichsbundes angenommen. Albert Kanehls rastloses Naturell ging weitere Wege. In Niederkassel erbaute er im Winter 1936/37 neue 50 und 100 m-Kleinkaliberschießstände, die am 26. Mai 1937 von dem damaligen Kreisinspekteur und heutigen M. Gladbacher Oberbürgermeister Werner Keyssner eröffnet wurden. Damit gehörte der Verein dem Deutschen Schützenverband mit dem Sitz Berlin als Mitglied an. Die in der Hauptmannsversammlung vom 22. Mai 1938 provisorisch vorgenommene Änderung des Namens, die notwendig war, um der Jetztzeit gerecht zu werden, wurde von der Jahreshauptversammlung am 19. Oktober 1938 einstimmig angenommen. Von diesem Zeitpunkt an führt der Verein den Namen

„Düsseldorfer Schützenverein 1435“.

Ein weiterer großer Vertreter des Düsseldorfer Schützenwesens ist Karl



Schnigge, Schreinermeister seines Zeichens und Oberst der Düsseldorfer Schützen. Auch er gehört mit zu den Baumeistern, die dem Verein jenes feste Fundament gaben, das nicht wankt, und mögen die Stürme drum herum noch so toben. In ihm schlägt ein Düsseldorfer Herz, das den Takt und den Rhythmus vorschreibt. Im Juli 1878 tat er in Düsseldorf zum ersten Mal die Augen auf, gerade in den Tagen, als seine Vaterstadt wieder einmal, wie schon so oft, Schützenfest feierte. Und da sofort die Kanonenschläge und das Freudengeschrei der Schützen in seine Ohren gehämmert wurden, hat er sich auch dem ganzen Schützenkult mit Herz und Hand verschrieben. Bei seiner ausgeprägten Pflichttreue, bei seiner heimatlichen Einstellung und seinem liebgewinnenden Wesen konnte es nicht ausbleiben, daß er im Großen Verein Stufe um Stufe erklimmte, konnte es nicht ausbleiben, daß ihm seine Schützen ihre ganze Huld liehen, konnte es aber auch nicht ausbleiben, daß ihm die ganze Bürgerschaft zujubelte, wenn er als stattlicher Oberst hoch zu Roß sein schneidiges Regiment anführte. In diesem Jahre waren es genau zehn Jahre her, als er die Bürde eines Obersten übernahm, und er hat diesen seinen Ehrenposten ausgefüllt in einer Weise, die alle Anerkennung abringt. Seiner Kompagnie „König Friedrich“, die eine höchst beachtliche Rolle innerhalb des Großen Vereins spielt, ist er der treue Kamerad geblieben bis auf diese Stunde.

Und nun zum Schluß noch ein Wort für beide, für Albert Kanehl und Karl Schnigge. So wie sie dem Schützentum aufrichtig ergeben sind, so sind sie es auch der Düsseldorfer Heimatbewegung. Sie tragen nicht umsonst die „Goldene Ehrennadel“ der „Düsseldorfer Jonges“, denen sie von Anfang ihres Bestehens (1932) angehören. Schützenverein und Heimatbewegung gehören nun einmal untrennbar zusammen.



SCHÜTZENOVERST KARL SCHNIGGE

Foto: Kronenberg

Wird der eine Name genannt, dann klingt auch der andere mit auf. Schützen- und Heimattreue sind duftige Wörter in unserem niederrheinischen Wortschatz, sie klingen ebenso so lieb wie Vater und Mutter, wie Schwester und Bruder, wie Sonntag und Feiertag. Und wer das alles in seinen Urgründen erkennt, wer den Geschehnissen auf ihren wechselvollen Wegen nachgeht, der erst begreift die Größe der Heimatliebe, den heimeligen Singsang, der die Herzen erschließt und die Männer, die berufen sind, zur opfernden Tätigkeit begeistert, und sie dann in das rechte Licht rückt.

Dr. P. K.



## Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“

Trotz Wind und Regen wanderten am 25. Juli in Scharen die „Düsseldorfer Jonges“ über den Rhein und ließen sich beim letzten Düsseldorfer Berufsfischer Johann Geuenich im alten Fischerhaus in Lörick häuslich nieder. Und dann spielte sich hier ein buntes und lebhaftes Getue ab. Der Präsident Willi Weidenhaupt führte seine vielen Getreuen in die Geschichte Löricks ein. Seit 1908 gehört dieser Gebietsteil zur großen Vaterstadt. Abseits vom lärmenden Alltag der Großstadt lebt Lörick sein stilles Eigenleben. Es ist eine Zufluchtsstätte, wo man die Hast der Zeit vergißt und sich behaglich fühlt. In satter Schönheit, mitten in reifenden Feldern liegt jenes gastliche Haus, wo Baas und Bäsın Geuenich ihr leider am Niederrhein aussterbendes Fischweidwerk betreiben. Und sie können das heute unbesorgt, da der Rhein seit 1876 in Fesseln gelegt wurde. Bis dahin gebärdete er sich bisweilen recht ungebührlich, achtete nicht auf seine Ufer, sondern ging schäumend darüber hinweg und verwandelte den ganzen Landstrich in einen großen See. Die Zeiten der Nöten sind um, seitdem die Ortschaften Lörick, Heerdt, Ober- und Niederkassel alles aufboten und den trutzigen und schützenden Damm errichteten. Dahinter rauscht nun der Schicksalstrom vorbei und läßt die Bewohner endlich in Ruhe... Aber warum die „Düsseldorfer Jonges“ nach Lörick wanderten, das hat seine Bewandnis

mit der Vergangenheit Düsseldorfs. Die Vaterstadt ging aus dem kleinsten Fischerdorf hervor. Der Heimatverein ließ in Erinnerung daran beim 650. Jahrestag der Stadterhebung den Fischerbrunnen auf dem Stiftsplatz errichten, und demgemäß hält er um diese Zeit auf Sitte und Tradition. Der alljährliche Weg zum alten Fischerhaus liegt darin begründet, und der Präsident erklärte diesen Tag zum „Sippentag“ seiner Jonges. Mit einem herzlichen Petri-Heil jubelten ihm alle zu, und dann wurden auf blanken Schüsseln die köstlichen Rheinische gereicht: Backfische, Zander, Salm, Aale, Barsche und sogar rotgekochte Krebse. Zwischendurch ehrte Willi Weidenhaupt den immer frohen und liebenswürdigen Schützen-Oberst Karl Schnigge, der zu den treuesten Anhängern der Heimatbewegung gehört, und der gerade sein 60. Lebensjahr vollendete. In langen Reihen traten die Jonges ihre Gratulationscour an. Aber dann legte der Fischermeister Johann Geuenich selbst los. Es war eine helle Freude diesem urwüchsigen Plauderer so frei weg von der Leber reden zu hören. Er brachte den nötigen Schwung in die Stimmung, die dann bis in die tiefe Nacht anhielt. Als man auf dem Heimweg unter dem sternenlosen Niederrheinhimmel war, sprachen sie alle vom schönen Fischerabend, vom gewesenen Fischerabend...

★

## Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat September 1939

- Dienstag, den 5. September:** Monatsversammlung. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 12. September:** fällt aus. Dafür am
- Mittwoch, den 13. September:** **Großes Sommer- und Waldfest** der „Düsseldorfer Jonges“ im herrlichen „Wandershof“ an der Rennbahnstraße im Grafenberger Wald. Wir alle treffen uns um 3 Uhr mit unseren Damen und Angehörigen. Um 4 Uhr beginnt das Vogel- und Preisschießen. Für eine glänzende Unterhaltung der Damen ist bestens Sorge getragen.
- Dienstag, den 19. September:** Schriftsteller Otto Teich-Balgheim spricht über: „Düsseldorf vor 250 Jahren“. (Eine Erinnerung an das Jahr 1689.) (Vereinsheim)
- Dienstag, den 26. September:** Ein Ehrenabend für den Meisterpianisten Hubert Flohr aus Anlaß seines 70. Geburtstages. (Vereinsheim)

Herausgeber: Verein „Düsseldorfer Jonges“. Geschäftsstelle des Vereins: Rechtsanwalt Willi Molter, Düsseldorf, Blumenstraße 12, Fernruf 14767, der Schriftleitung: Humboldtstraße 105, Fernruf 63290. Schatzmeister: Kaufmann Albert Bayer, Düsseldorf, Schwanenmarkt 4, Fernruf 23571 und 60471; Bankkonto: Städtische Sparkasse, Düsseldorf, Zweigstelle Grafenberger Allee, Konto Nr. 830; Postscheckkonto: Köln Nr. 58492.  
Druck und Verlag: Hub. Hoch, Düsseldorf. Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hub. Hoch, Düsseldorf. Anzeigenleitung: Fernruf 14041, Kronprinzenstraße 27/29. Klischees: Birkholz-Götte & Co., Düsseldorf. Unverlangten Einsendungen bitten wir das Porto beizulegen, andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgen kann. Nachdruck der Veröffentlichungen nur mit Genehmigung der Schriftleitung und Quellenangabe gestattet. Erscheint monatlich einmal. D. A. I/39. 1100 Stück. Preisliste Nr. 3 vom 20. 8. 1937.